

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 14

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Berekina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher)

Fortsetzung 13

Die Hoffnung, die uns alle aufrecht erhielt, war Wilna, wo die Große Armee auf ihrem Marsch nach Moskau durchgezogen war. Man behauptete von der Stadt, sie sei mit Lebensmitteln, Ausrüstungsgegenständen usw. vollgestopft, und Verstärkungen sollten uns dort erwarten. Rochat zeigte auf einen fast unsichtbaren Punkt am ungeheuren Horizont und sagte zu dem Württemberger: „Wilna ... Tabak!“ Und der andere brummte in seinen Bart: „Ja, ja ... wui ... Tabak!“ Und in seinen geröteten Augen lag ein gutes Lächeln, trotz der schrecklichen Kälte.

Wir waren in der Tat nicht mehr weit von dieser Stadt entfernt. Vorher aber, als wir gerade eine Ortschaft mit Namen Smorgony durchzogen, ging von Mund zu Mund ein Gerücht, das uns so außergewöhnlich erschien, daß ihm anfänglich niemand Glauben schenken wollte: Der Kaiser war von hier aus im Schlitten abgefahren und hatte den Oberbefehl seinem Schwager Murat überlassen. Allmählich mußte man sich aber doch von der Richtigkeit überzeugen lassen. Wir von der Armee wußten alle, was Murat wert war; wir kannten seine unbändige Tapferkeit, wenn er an der Spitze seiner Schwadronen vorpreschte; aber wir kannten auch seine Eitelkeit und vor allem seine Charakterschwäche. Man hätte glauben sollen, dieses Versagen des Kaisers hätte uns doppelt überraschen müssen. Dem war aber nicht so. Bei dieser Sachlage, bei einer Armee, die nicht mehr bestand, begriffen alle, daß sie nur mehr auf sich selber zählen konnten. Wilna zu erreichen, endlich auszuruhen, die völlig aufgelösten Banden zusammenzufassen und daraus wieder einen Truppenkörper zu gestalten, um uns so das Selbstvertrauen wiederzugeben — das erschien uns viel wichtiger als die Nachricht von der Abreise Napoleons.

Aber hier wartete unser erst noch die bitterste Enttäuschung, an denen dieser Feldzug doch so überreich gewesen war. Wir näherten uns der Stadt, von der bisweilen bei einer Wegbiegung die Zwiebelkuppeln der Türme herüberfunkelten. Die Kälte war immer noch gleich fürchterlich, wenn sie nicht noch zugenommen hatte. Aber die gewaltige Hoffnung, endlich ein Obdach finden zu können, hielt uns aufrecht und ließ uns die Schritte verlängern. „Kosak“, dem Eiszapfen an den Rüstern hingen, wieherte leise. Man hätte glauben können, selbst das arme Tier habe Stall und Futter gerochen, deren es seit so vielen Tagen fast völlig beraubt gewesen war. Und da bot sich unter dem fleckenlos blauen Himmel ein Schauspiel dar, das noch schrecklicher war als alles, was wir bisher gesehen hatten.

Neben oder sogar auf der Straße sahen wir einzeln oder in Gruppen Männer liegen, in der Mehrzahl jüngere Leute, gut eingekleidet in Uniformen, die neben unsern Lumpen wie neu erschienen. Andere traten noch schwankend umher, mit leerem Blick wie Irrsinnige; dann fielen sie neben ihren Kameraden nieder, rasch getötet vom Frost. Je weiter wir vorrückten, desto häufiger wiederholte sich die gleiche Szene, soweit man nur sehen konnte, bis hin zur Stadt. Sterbende und Tote empfingen diese andern Sterbenden, die wir selber waren.

Man hatte sie nach Wilna geschickt, der Großen Armee entgegen. Gewöhnt an die Hitze der Kasernen, nicht aber an die Temperatur, die wir schon seit Wochen ertrugen, waren die armen Kerle, meistens Zwangsrekrutierte, fast alle um-

gekommen. So war die Division Poisson, zu der sie gehörten, in wenigen Stunden fast völlig vernichtet worden, ohne auch nur einen einzigen Schuß abgegeben oder den Feind gesehen zu haben. Aber das war noch nicht alles. Diese doppelte Hecke von Leichen, zwischen der wir einherzogen, war nur eine Art Totentanz auf dem Wege zur Hölle, die uns in der Stadt selbst erwartete. (Die Division Poisson, die rund 15 000 Mann junger Truppen zählte, schmolz auf diesem einzigen Marsch auf 3 000 Mann zusammen.)

Raum angekommen, hatten sich die ersten Flüchtlinge auf die Häuser geworfen, in die sie mit Güte oder Gewalt eindringen wie Wahnsinnige. Man hörte bald an allen Orten Schüsse und Schreie, wie wenn die Stadt im Sturm genommen worden wäre. Vergeblich versuchten einige Offiziere, ein wenig Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen. Man hörte nicht auf sie. Man hatte bisher zuviel gelitten. Verwundete rafften ihre letzten Kräfte zusammen, um in die bereits überfüllten Spitäler einzudringen, oder in die Kirchen, wo bald kein Platz mehr frei war, und in die sich trotzdem eine ständig anwachsende Menge hineinstürzte. Einige Leute hatten die Schnapslager entdeckt, hatten sich rasch betrunken und irrten nun in den Straßen herum, die Unordnung noch vergrößernd. Unablässig strömten die Leute in die Stadt, wobei die Hintermänner die Vordern drängten. Oft kam es zu Szenen von schlimmster Wildheit. Man schlug sich um den Platz, und vor lauter Stoßen und Drängen stochte alles, ohne vorwärts zu kommen. Das war hier in der Stadt noch abstoßender als auf der langen Straße, wo man die gleichen Leiden teilen mußte und sich deshalb wieder ein menschliches Wesen werden fühlte und wo die Grausamkeit bisweilen den Gefühlen des Mitleides und den Taten der Hingabe Platz machen mußte. Hier aber kam das Tier zum Vorschein, aufgestachelt vom Leiden und entfesselt vom Anblick einer Stadt mit allem, was sie an Sicherheit zu bieten schien nach der Hölle des Rückzuges. So stieß man denn in der Stadt nur auf Unordnung, geschlossene Türen, auf die Feindseligkeit der Dinge und Menschen. Und dafür waren wir ungezählte Tage und Nächte durch den Schnee marschiert!

Das war also Wilna!

Zum Glück für uns waren wir unter den Zuerstankommenen. Vom Strom geschoben, waren wir bis zur zugefrorenen Wilja gekommen und waren ihr, ohne es zu merken, gefolgt bis zu einem ebenfalls gefrorenen Nebenfluß, der Wileika. So hatten wir uns von der großen Straße entfernt und waren in eine Vorstadt gelangt mit ziemlich saubern Häusern. Wir waren am Ende unserer Kräfte, vor allem unser Württemberger, den wir auf „Kosak“ gesetzt hatten, weil er am meisten erschöpft war. Diesem Zufall verdankten wir unser Heil.

Wie wir da so mitten auf der Straße standen, ganz verloren in dieser Unordnung und unschlüssig, was wir tun sollten, öffnete sich eine Türe, und ein Jude, gut kenntlich an seinen langen Korkzieherlocken, wechselte auf Deutsch einige Worte mit unserm Offizier. Dann führte er „Kosak“ zu einem kleinen Stall und ließ uns in sein Haus eintreten. Es war ein kleines Zimmer, niedrig und schwarz. Es herrschte darin eine solche Hitze, daß mir fast übel wurde. Eine noch junge Frau bemerkte dies und ließ uns in ein anderes Zimmer eintreten, hinter dem

ersten gelegen, das wenger stark geheizt war. Wir fragten uns, wem wir wohl diesen Empfang verdankten. Aber da trat der wackere Mann wieder ein und brachte uns Wasser und ein kleines Stück Seife, die wir schon so lange nicht mehr gesehen hatten und die uns als ein unerhörter Luxus vorkam. Wir hatten unsere Lumpen auf den Boden geworfen. Endlich wieder sich waschen, sich vom Dreck säubern können! Mit einer Wut, die zugleich eine wahre Wohl lust war, konnten wir uns, wenigstens teilweise, von dem Ungeziefer befreien, das uns nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt hatte. Während wir uns so pflegten, erklärte der Jude unserm Württemberger auf Deutsch, daß er früher in Süddeutschland den Pferdehandel betrieben habe, besonders in Stuttgart; dabei habe er die Leute dort kennen gelernt und auch die Uniform erkannt, und nun sei er glücklich, uns einen Dienst erweisen zu können.

Das Leben hat uns dieser brave Mann gerettet!

Von draußen hörte man den dumpfen, anwachsenden Lärm, der über das gefrorene Flußbett bis zu uns herüberdrang. Von Zeit zu Zeit krachten Schüsse, erhoben sich Schreie. Der Jude trat ans Fenster, schaute durch die reisüberzogenen Scheiben und kam dann mit erschrecktem Gesicht zu uns zurück. Dennoch lud er uns ein, am Tische Platz zu nehmen. Man hatte uns ein Mahl bereitet: Brot, getrocknetes Fleisch und Kartoffeln. Aus einer kupfernen Kanne vor uns dampfte Tee. Es war so lange her, daß wir kein solches Festmahl mehr genossen hatten, daß wir zuerst schweigend aßen. Die Frau goß dampfenden Tee ein, der uns erwärmte. Zwei Kinder, die wir bisher im Halbdunkel nicht bemerkt hatten, schauten uns mit großen Augen beim Essen zu. Mit erhobener Gabel stach Rosch die Kartoffeln aus der Platte und verschluckte sie, ohne auch nur mit Rauens Zeit zu verlieren, mit tiefem Behagen. Der Württemberger plauderte auf Deutsch mit dem Juden, der ihm eine Richtung angab, immer die gleiche. Ich vernahm seither, daß er von Rowno sprach und von der Straße, die dorthin führt. Mir aber schien dieser so unerwartete Empfang in der armen gastfreundlichen Hütte, die Leute, die wir nie gesehen hatten und die uns bei sich aufnahmen, obwohl wir Fremde und fast Feinde waren — all dies schien mir so unwirklich, als ob mich ohne Übergang ein Traum narrete, nach dem was wir erduldet und was wir wenige Augenblicke zuvor gesehen hatten. Ich machte dem kleinen Mädchen ein Zeichen, daß es sich nähere. Schüchtern erst, fühlte es sich rasch heimisch, als ich ihr ein Geldstück gegeben hatte. Und nun war die Kleine da, zwischen meinen Knien, Dinge zwitschernd, von denen ich nicht ein Wort verstand; aber das war so süß nach all unserm Elend, daß ich Tränen in die Augen aufsteigen fühlte. Ach, nur ein paar Tage hier im Schutz leben zu dürfen! Diesen schrecklichen Rückzug sehen und dann mit dem Frühling in die Heimat zurückkehren! Das Mädchen schaute mich mit seinen schwarzen Augen an, erstaunt über das Schweigen dieses Mannes, der nichts antwortete auf ihr kindliches Geplauder, während der Bruder, immer noch die Finger über dem Mund, an der Wand lehnte und uns ansah.

Die Nacht war gekommen. In unsere Mäntel eingewickelt, waren wir längst eingeschlafen, und der Fußboden hatte uns weich geschienen nach dem gefrorenen Schnee, auf dem wir uns seit so manchen Tagen ausgestreckt hatten. Da weckte uns der Jude durch Schütteln auf. Ich war in meinen Träumen so weit entfernt, daß ich einen Augenblick brauchte, um mich auf die Wirklichkeit zu besinnen. Im Zimmer erhellte ein Kerzenstoß auf dem Tisch unsere Säcke und Pelzmützen. Unsere Gewehre waren gegen die Wand gelehnt. Der Jude redete in deutscher Sprache auf den Württemberger ein und zeigte dabei höchste Furcht. Draußen war ein ohrenbetäubender Lärm. Jeden Augenblick krachten Gewehr schüsse, die Nacht durchblitzend und die Fensterscheiben erklimmen machend. In der Ferne grollten die Kanonen. Die beiden Kinder waren vom Lärm geweckt worden, aus den Betten gestiegen und klammerten sich nun angsterfüllt an ihre Mutter, die sich gegen die Tür anlehnte. Wir begriffen

nicht, was sich da ereignete; aber ein Wort, das der Jude mehrmals wiederholte, klärte uns plötzlich auf: Rosafen! Die Rosafen waren da!

Der Württemberger machte sich schon bereit und steckte seine großen Pistolen in den Gurt. Der Jude wies ihm die Richtung und erklärte ihm den Weg, den wir nehmen sollten. Wir waren bald bereit. So mußten wir denn wieder in die Kälte hinaus, in die Nacht, und unser Elend, das in Wilna hätte aufhören sollen, begann von neuem. Verwirrt sahen wir einander an. Aber, ohne es zu wissen: Wir gehörten noch unter die Bevorzugten. Wir hatten wenigstens ein paar Stunden der Ruhe gehabt, ein Dach, einen barmherzigen Gastgeber, der uns aufgenommen hatte, während so viele seiner Glaubensgenossen sich an diesem Tage ausgezeichnet hatten durch die schändlichste Grausamkeit, indem sie Tausende unserer Verwundeten und Kranken zu den Fenstern hinauswarfen, aus Furcht vor den ankommenden Rosafen oder aus Rache für die Unordnung, die am Vorabend entstanden war durch den Einfall dieser Unglücklichen, die für Leiden ein Obdach, ein wenig Wärme und etwas zu essen gesucht hatten.

Das vernahmen wir freilich erst später.

Ich glaube, ich habe geweint, als ich das Zimmer verließ. Ich wollte das kleine Mädchen küssen, aber mein Bart stach die Kleine, und sie war so erschrocken, daß sie sich in den Rücken ihrer Mutter versteckte. Unser Gastfreund gab uns noch ein großes Brot. Er hatte überdies unsere Feldflaschen mit Schnaps gefüllt. Auch unser armer „Rosaf“ hatte ein paar Stunden Ruhe gehabt im Stall und ein wenig Heu im Barren. Ja, wir waren von der Vorsehung geführt worden. Ein Christ hätte nicht besser gehandelt als dieser Jude. Ich habe ihn nie mehr gesehen. Nach unserm Elend war er für uns der barmherzige Samariter. Möge ihn seine gute Handlung nicht zu viel gekostet haben!

Es war noch Nacht, als wir das Haus verließen; aber der Schein von den Feuersbrünsten, die die Armeemagazine vernichteten, erhellte unsern Marsch. Ein ungeheurer Lärm, überfüllt von Schreien und Krachen, gelangte bis zu uns. Wir umschritten die Stadt und sollten die Straße nach Rowno erst viel später wiederfinden. Wir wurden glücklicherweise nicht Zeugen der Schreckensszenen, die sich abspielten und deren Echo uns noch weithin begleitete. Als wir die Straße erreichten, stießen wir wiederum auf den gleichen Zug von Elenden, zu dem wir in den vorherigen Tagen gehört hatten. Um aus Wilna zu flüchten, setzten wir alle die gleiche Haft ein, wie zuvor, um hineinzu kommen. Und nun erschien uns Rowno wie das Gelobte Land. Immerhin schienen vor uns noch einige Teile der alten Garde etwas wie eine Organisation bewahrt zu haben. Ein paar Geschütze hatten sogar noch ihre Bespannung, und das gab uns wieder eine Art neuen Mutes.

Der Tag graute, als die Straße die Ebene, durch die wir bisher marschiert waren, plötzlich verließ und steil anstieg. Wir waren gerade am Fuße dieser Wilna überragenden Hügel, über die die Armee zu Beginn des Feldzuges so freudig hinabgezogen war. Heute war die gleiche Straße mit Eis bedeckt. Unter Peitschenhieben zogen die armen Pferde die Geschütze und Wagen mit dem letzten bißchen Kraft, das ihnen noch geblieben war; sie machten ein paar Schritte und fielen dann, sich die Knie aufschürfend. Zu allem Elend fingen ein paar Wagen auf halber Höhe, da sie von den Gespannen auf dem glatten Eis nicht mehr gehalten werden konnten, abzugleiten an, Leute und Pferde mit sich reißend und auf ihrem Absturz alles zerschmetternd. Vom Schrecken versteinert, blieben wir stehen. Bald aber ging das Gerücht um, die Wagen enthielten den Kriegsschatz der Armee. Die Zahlmeisteroffiziere, die sich unten am Hang versammelt hatten, beschloßen nach kurzer Beratung, das Geld so gut wie möglich zu verteilen. So war es doch dem Feind entzogen. Da wir unter den Ersten waren, erhielten wir jeder hundert Franken in Silberstücken und ebensoviel in Gold. (Fortsetzung folgt)